

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1938**

268 (15.11.1938) Zweites Blatt



# Deutschland und die Judenfrage

## Das jüdische Vermögen in Deutschland beträgt acht Milliarden Reichsmark

Berlin, 14. Nov. Dr. Goebbels gewährte dem Sondertorrespondenten des englischen Reuthebüros, Gordon Young, eine Unterredung, in der er ausführlich die deutsche Auffassung über die Judenfrage darlegte.

Dr. Goebbels erklärte u. a.: „Das, was sich in den letzten Tagen hier in Berlin abgepielt hat, ist nur Reaktion auf eine Infektion, die sich in den deutschen Volkstörper einschleichen wollte, meiner Ansicht nach nicht nur in den deutschen, sondern in den aller Völkern in Europa und weit über Europa hinaus; Reaktionen auf eine Infektion, mit der wir Deutschen uns auseinandergesetzt haben und weiterhin auseinandersetzen müssen. Ob andere das tun, was insbesondere England in der Judenfrage tut oder läßt, ist für uns nicht von Belang und von keinerlei Einfluß auf unsere Haltung. Ebenso ist es nicht Englands Sache, wie wir in Deutschland die Judenfrage lösen werden.“

Auf die Frage, wie die Abgabe von einer Milliarde Reichsmark praktisch durchgeführt werde, antwortete der Minister: „Sie wird in Form einer Abgabe eingezogen. Das jüdische Vermögen in Deutschland beträgt, wenn ich recht orientiert bin, etwa acht Milliarden Reichsmark. Eine Reihe von weiteren Maßnahmen sind für die nächste Zeit zu erwarten. Im wesentlichen bewegen sie sich in wirtschaftlicher Hinsicht und zwar dahingehend, daß wir die Juden aus dem offenen wirtschaftlichen Leben entfernen wollen, damit es nicht wieder Zusammenstöße gibt, wie sie in dieser Woche vorgekommen sind. Jedesmal, wenn in der Judenfrage eine akute Situation entsteht, hält sich das deutsche Volk an die, die es paken kann. Es ist unmöglich, daß in einem nationalsozialistischen Staat, der antimilitärisch eingestellt ist, ganze Straßenzüge von jüdischen Geschäften besetzt sind. Diese Geschäfte werden allmählich in arischen Besitz übergeführt.“

Zum Teil erstrecken sich die Gesetze auch auf das kulturelle Gebiet. Wir wollen die Juden nicht kulturell vernichten; sie sollen ihre eigene Kultur pflügen. Es gibt in Deutschland einen jüdischen Kulturbund, der in Berlin Theater, Varietés usw. betreibt und über Konzerte und eigene Orchester verfügt. Er war vor drei Tagen geschlossen worden. Ich habe ihn wieder geöffnet. Mit anderen Worten: Wir wollen eine ganz reinliche Scheidung zwischen Deutschen und Juden. Den Juden ist auch ein eigenes Winterhilfswerk gestattet worden. Die reichen Juden können Unterstüßungen für die armen Juden geben, wir nehmen selbst keinen Pfennig von diesem Geld. Im übrigen ist man sich in der Welt im unklaren darüber, wie reich die Juden in Deutschland noch sind. Das zeigen die ganzen Reihen jüdischer Geschäfte am Kurfürstendamm, in der Friedrichstraße und andere.“

Minister Young stellte dann die Frage, ob diese Gesetze das jüdische Problem in Deutschland endgültig lösen würden.

Die Antwort lautete: „Das hängt vom Judentum selbst ab, davon, ob die Juden die Stellung im öffentlichen Leben einzunehmen gewillt sind, die wir ihnen zubilligen, nämlich die Stellung einer fremden Rasse, von der wir wissen, daß sie dem deutschen Volke ablehnend gegenübersteht. Versuchen sie wieder, durch die Maßnahmen des neuen Gesetzes hindurchzuschlüpfen, so wird es neue Gesetze geben, damit neue Demonstrationen verhindert werden. Eine andere Möglichkeit besteht nicht.“

Zur Frage, ob sich die neuen Gesetze auch auf britische, amerikanische und andere fremde Juden beziehen, gab der Minister folgende Erklärung ab: „Britische, amerikanische und Juden anderer Nationalität sind für uns Angehörige der britischen, amerikanischen oder anderen Nationalität. Darüber, ob sie Briten sind, haben wir nicht zu entscheiden, sondern das britische Volk selbst. Also können sich auch diese Gesetze nicht auf Juden anderer Nationalität beziehen. Sie gelten für uns als Ausländer.“

Reichsminister Dr. Goebbels machte dann Ausführungen über die Zukunft der Juden in Deutschland. Er betonte u. a., daß keine Absicht bestehe, die Juden in bestimmte Stadtviertel zusammenzuzwängen. Aber es seien natürlich Maßnahmen zu erwarten, um den unmöglichen Zustand ein Ende zu machen, daß Judenfamilien mit zwei bis drei Köpfen in einem mit 20 und 30 Zimmern bewohnten, während angemessener Wohnraum für deutsche Volksgenossen noch fehle. Die Juden könnten ihre Geschäfte verkaufen, von ihren Renten leben oder sich nützlichere Arbeit zuwenden. Es werde aber im Augenblick, in dem die Juden weiterhin propagieren und die Lage verschärfen, auch diese Tätigkeit eingeschränkt werden müssen.

„Ich kann nur dringend betonen“, so erklärte der Minister, „daß die ausländischen Juden, die jetzt gegen Deutschland eine Kriesenkampagne entfesseln, ihren Rassegenossen im Reich einen denkbar schlechten Dienst erweisen. Ich betone, daß wir unsere Maßnahmen nicht aus einem Rachegefühl treffen, sondern daß das eine Frage der Zweckmäßigkeit ist.“

Auf eine Frage, ob denn die Juden Deutschland verlassen könnten, da man ihnen doch die Pässe abgenommen habe, stellte der Minister fest, daß dies den Tatsachen nicht entspreche. Soweit es doch geschehen sei, würden die Pässe wieder ausgetauscht. Deutschland habe nur ein Interesse daran, daß die Juden aus dem Lande gehen. Sie dürften einen gewissen Prozentsatz ihres Vermögens mitnehmen, natürlich im Rahmen des deutschen Devisenvorrats.

Auf ausländisches Kapital und ausländische Unternehmen in Deutschland würden die Maßnahmen gegen die Juden selbstverständlich nicht angewandt werden.

Minister Young wies dann auf Veröffentlichungen der deutschen Presse hin, daß Kritiken an den antijüdischen Demonstrationen durch einzelne Personen in England in Deutschland besonderen Widerspruch finden, weil die Art und Weise, in der England die Lage in Palästina behandle, ebenfalls Kritik herausfordere. „Sie sind der Ansicht, Herr Reichsminister, daß diese beiden Fälle parallel laufen?“

Dr. Goebbels bejahte diese Frage und fügte hinzu, er würde es begrüßen, wenn die englische Publizistik innerdeutschen Vorgängen gegenüber genau so fair und zurückhaltend wäre, wie die deutsche Publizistik es innerenglischen Vorgängen gegenüber sei und bei kritischen Anlässen öfter unter Beweis gestellt habe. Was insbesondere die Behauptung der Auslandspresse von einem „Bürgerkrieg in Deutschland“ betrifft, so müßte ich feststellen: Von Bürgerkrieg könne gar keine Rede sein. Ein 80-Millionen-Volk erhebe sich gegen die Provokationen von 600 000 Juden. Das sei kein Bürgerkrieg, sondern die Auseinandersetzung eines Volkes mit seinen Parasiten.

Die letzte Frage des Reuter-Korrespondenten lautete: „Glauben Sie persönlich an die Möglichkeit besserer Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien?“

Reichsminister Dr. Goebbels versicherte: „Ja, das glaube ich und wünsche ich. Dafür müssen aber bestimmte Voraussetzungen geschaffen werden. Wichtiger noch als die politischen sind die Voraussetzungen psychologischer Art. England muß sich ein für allemal darüber klar sein, daß wir ein gleichberechtigter Partner sind, nicht mehr die Nation vom November 1918. Wenn aber die Welt weiter in der Mentalität von Compiègne und Versailles lebt, kann es keine guten Beziehungen geben, weder mit dem Volk noch vor allem mit den verantwortlichen Führern, die aus dem Volk hervorgegangen sind. Deutschland ist manchmal gerade in psychologischer Hinsicht schwer verletzt worden. Wenn das geändert würde, dann wäre damit für eine deutsch-englische Verständigung sehr viel getan.“

## Reflexlose Entfernung der Juden aus deutschen Schulen

Berlin, 14. Nov. Nach der rachslosen Mordtat von Paris kann es keinem deutschen Lehrer und keiner deutschen Lehrerin mehr zugemutet werden, an jüdische Schulförder Unterricht zu erteilen. Auch versteht es sich von selbst, daß es für deutsche Schüler und Schülerinnen unerträglich ist, mit Juden in einem Klassenraum zu sitzen.

Die Rassentrennung im Schulwesen ist zwar in den letzten Jahren im allgemeinen bereits durchgeführt, doch ist ein Restbestand jüdischer Schüler übrig geblieben, dem der gemeinsame Schulbesuch mit deutschen Jungen und Mädchen nunmehr nicht weiter gestattet werden kann. Vorbehaltlich weiterer gesetzlicher Regelung hat daher Reichsministerialrat Kust mit sofortiger Wirkung folgende Anordnung erlassen:

Juden ist der Besuch deutscher Schulen nicht gestattet. Sie dürfen nur jüdische Schulen besuchen. Soweit es noch nicht geschehen sein sollte, sind alle zur Zeit eine deutsche Schule besuchenden jüdischen Schüler und Schülerinnen sofort zu entlassen.

Wer jüdisch ist, bestimmt Paragraph 5 der Ersten Verordnung vom 14. November 1935 zum Reichsbürgergesetz.

Diese Regelung erstreckt sich auf alle mir unterstellten Schulen einschließlich der Pflichtschulen.

## Kein Jude mehr auf deutschen Hochschulen

Berlin, 14. Nov. Bekanntlich hat der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung schon seit langem Juden nur noch in ganz beschränktem Umfang zum Studium an den deutschen Hochschulen zugelassen. Ein in Vorbereitung befindlicher Gesetzentwurf sieht vor, daß künftig kein Jude mehr zum Studium an deutschen Hochschulen zugelassen wird.

Die auf Grund der rachslosen Mordtat des Juden Grünspan entstandene Empörung des deutschen Volkes erforderte eine sofortige Maßnahme, da es nicht mehr länger deutschen Studenten zugemutet werden kann, in den Hochschulen und ihren Einrichtungen mit Juden zusammenzuarbeiten. Reichsminister Kust hat daher durch telegrafische Weisung an die Rektoren der deutschen Hochschulen angeordnet, daß den Juden die Teilnahme an Vorlesungen und Übungen sowie das Bestehen der Hochschulen untersagt wird.

## Columbien gegen jüdische Einwanderung

Newport, 14. Nov. In der „Newport Times“ ist eine kleine Meldung aus Bogota (Columbien) bemerkenswert. Die Meldung verzeichnet die Tatsache, daß sich in Bogota ein immer stärker werdender Antisemitismus bemerkbar mache, der seinen Niederschlag sogar in einem dem Senat vorgelegten Gesetzentwurf gefunden habe, Juden die Einreise zu verweigern und die einheimische Industrie gegen die immer stärker werdende Konkurrenz zu schützen. Die Bewegung, die sich auch schon auf andere Städte ausdehne, werde hauptsächlich von Kleinwerbetreibenden und Handwerkern unterstützt, die durch die jüdische Einwanderung immer stärker in ihrer Existenz bedroht werden.

# Arbeitskräfte gesucht

## Ueber den Arbeitseinsatz im Oktober 1938

Berlin, 14. Nov. Die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung teilt mit:

Mit dem Wechsel der Jahreszeit pflegte in den vergangenen Jahren im Oktober die Beschäftigung nachzulassen und die Zahl der Beschäftigten zu sinken. In diesem Jahre ist die Beschäftigung im ganzen auf einem Stand von 20,8 Millionen geblieben, wenn sie auch aus jahreszeitlichen Gründen in einzelnen Berufen und in einzelnen Bezirken leicht nachgelassen hat.

Die Zahl der beschäftigten Arbeiter und Angestellten wurde im Monat Oktober durch die aus dem Wehrdienst und Arbeitsdienst entlassenen Soldaten und Arbeitsdienstleute beeinflusst. Ferner sind zahlreiche Sudetenböhmen, die Arbeit im Reich angenommen hatten, in ihre Heimat zurückgekehrt. Die anhaltend starke Nachfrage nach Arbeitskräften hat wieder zu einer Zunahme der Frauenarbeit geführt. Die Zahl der beschäftigten Frauen hat im Oktober um 48 000 auf 6,6 Millionen zugenommen; im September betrug die Zunahme 25 000. Die Zahl der arbeitslosen Frauen hat im Berichtsmontat noch um 1400 abgenommen, während die Zahl der arbeitslosen Männer um 9400 auf 103 000 gestiegen ist, von denen jedoch nur 14 000 voll einsatzfähig sind. Die Arbeitsleistung ist im Oktober noch gestiegen. Da die Vermehrung der Beschäftigten, insbesondere der Facharbeiter, auf Schwierigkeiten stößt, mußte die Arbeitszeit verlängert werden, um die gestellten Aufgaben erledigen zu können.

Der Oktober brachte eine lebhaftere durch den Arbeitseinsatz zu lenkende Bewegung der Arbeitskräfte. Bei der großen Nachfrage war es nicht schwierig, die entlassenen Soldaten und Arbeitsdienstleute in Arbeitsstellen

## 15 Verletzte bei den Marzeiller Begräbnisfeiern

### Ein geheimnisvolle Explosion

Paris, 14. Nov. Bei den Begräbnisfeierlichkeiten für die Opfer des Marzeiller Brandunglücks kam es zu zwei aufregenden Zwischenfällen, die nach den bisherigen Angaben mindestens 15 Verletzte gefordert haben.

Bei dem ersten Zwischenfall, dessen Einzelheiten noch nicht ganz geklärt zu sein scheinen, soll es sich um eine Explosion gehandelt haben, bei der insgesamt drei Personen verletzt wurden. Ein Verletzter mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Wie verlautet, sind die Gerätschaften eines Pressephotographen in Brand geraten und explodiert. Der zweite Zwischenfall ereignete sich nach einem Bericht des „Paris Soir“ zum Schluß der Trauerfeier. Ein für den Abperdient eingesetzter Senegalesische wurde plötzlich irrsinnig, stürzte sich auf die Zuschauer und schlug auf sie mit dem Gewehrkolben ein. Es brach eine Panik aus, bei der zahlreiche Personen zu Fall kamen und mehr oder weniger ernste Verletzungen erlitten. Insgesamt sollen bei diesem zweiten Zwischenfall 12 Verletzte in die Krankenhäuser gebracht worden sein, darunter eine Frau, die einen Beinbruch erlitt.

## Kampfanfrage an Daladier

Paris, 14. Nov. Am Sonntag wurde in Nantes eine Tagung des marxistischen Gewerkschaftsverbandes CGT. eröffnet, in dem etwa 800 Delegierte der verschiedenen französischen Gewerkschaften sowie Vertreter der internationalen Organisation, u. a. auch aus Sowjetspanien, teilnahmen.

Der Generalsekretär Léon Jouhaux forderte gleich zu Beginn, daß der CGT-Verband gegen die Notverordnungen des Kabinetts Daladier Stellung nehmen müsse. Aber man würde nicht mit einigen Worten auf die Regierungsbefehle antworten können, sondern diese Opposition müsse „konstruktiv“ sein. Man dürfe bei den Beratungen nie aus den Augen verlieren, daß die Lage sowohl vom internationalen wie auch vom nationalen Standpunkt aus „besonders gefährlich“ sei. Man werde diesen Gefahren nur Widerstand leisten können, wenn die Einheit der Gewerkschaftsbewegung gewahrt werde.



reinigend, dabei den Zahndmelz schonend  
also ein richtiges Zahnpflegemittel; es verhindert wirksam den Ansatz von Zahnstein.  
Große Tube 40 Pf., kleine Tube 25 Pf.

## Sericho besetzt

### Unabhängiger arabischer Abwehrkampf

Jerusalem, 14. Nov. Die Stadt Sericho ist nach militärischer Durchsicherung besetzt worden. Zwei Araber, die den Postengürtel zu durchbrechen versuchten, wurden durch Schüsse verletzt. In Za'afa haben sich erneut zahlreiche Zwischenfälle ereignet, obwohl erst kürzlich dort eine militärische Durchsicherung vorgenommen worden war. Ein Jude wurde durch einen Schuß ins Bein verletzt, ein Araber wurde tot aufgefunden. Daraufhin ist ein Ausgehverbot festgesetzt worden. In Haifa wurde ein jüdischer Autofahrer erschossen. Ein englischer Soldat, der einige Schüsse erhalten hatte, ist seinen Verletzungen erlegen. Aus vielen Teilen des Landes werden weitere Todesfälle gemeldet, besonders durch Beschließung von Siedlungen.

## Acht Häuser von britischem Militär gesprengt

### Durchsuchungen in Palästina dauern an

Jerusalem, 14. Nov. In Gaza wurden von britischem Militär acht Häuser in die Luft gesprengt als Strafmaßnahme für die Beschließung von zwei Soldaten. Ueber die Stadt wurde außerdem das Ausgehverbot verhängt. Das Dorf Quastel unweit von Nazareth wurde von britischem Militär durchsucht. Als die Truppen abzogen, fielen einige Schüsse, die die Soldaten erwiderten. Angeblich gab es dabei mehrere Verletzte. Im Bezirk von Samaria wurden Durchsuchungen in den Dörfern Attara und Zammaia von britischen Truppen vorgenommen. Dabei wurde ein Araber auf der Flucht verletzt. 6 Araber wurden festgenommen.

unterzubringen. Dabei zeigte es sich, daß ein Teil der Soldaten nicht an die Arbeit zurückkehrte, die sie vor dem Wehrdienst ausgeübt hatten. Die Eisen- und Metallindustrie und die Maschinenindustrie, dazu auch das Baugewerbe, haben eine große Anziehungskraft auf sie ausgeübt.

In anderen Wirtschaftszweigen nimmt durch den Abzug von Arbeitskräften der Arbeitsmangel zu. Es war schwierig, Arbeiter für die Kartoffel- und Rübenenernte und für die einsetzende Arbeit in den Zuderfabriken zu stellen. Für die Hafenernte stellten sich Schüler, HJ, Arbeitsmänner und Soldaten zur Verfügung. Manche Betriebe haben Erntehelfer beurlaubt. Die Zuderfabriken konnten in früheren Jahren zahlreiche Arbeitskräfte aus dem Baugewerbe übernehmen. Da die Bautätigkeit jetzt aber unvermindert anhält, mußten andere Personalkreise, zum Teil aus andern Bezirken, eingesetzt werden. Die Zuderfabriken haben die Arbeitszeit verlängert und anstelle der drei Schichten die Arbeit in zwei Schichten eingeführt.

Ein weiterer Arbeiterbedarf entstand mit dem einsetzenden Holzeinschlag in den Forsten. Im Bekleidungsgebiete tritt jetzt in der Hauptarbeitszeit der Mangel an gelernten Arbeitern und Arbeiterinnen deutlich hervor. Die Textilindustrie klagt über Mangel an Nachwuchskräften. Die Reichsbahn hat Nachwuchskräfte in größerer Zahl eingestellt.

In der Ostmark hat die Zahl der Arbeitslosen auf 106 500 zugenommen. In dem an Oesterreich angrenzenden Sudeten-deutschen Gebieten wurden 6700 Arbeitslose gezählt. Im Sudetenland konnten im Oktober 20 000 Arbeitslose in Arbeit gebracht werden; die vorläufig festgestellte Zahl der Arbeitslosen beträgt hier rund 20 000.



# Pflegt die deutsche Hausmusik

„Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, ein Mensch genannt zu werden; wer sie liebt, ist ein halber Mensch; wer sie aber selber ausübt, ist ein ganzer Mensch.“

Goethe, von dem diese Sätze stammen, hat der Musik sein ganzes Leben hindurch eine Freistätte in seinem Hause gewährt. Er wußte, welche vielfältigen Segen ihrer Pflege entspringt. Seit seiner Zeit aber hatte der Begriff „Hausmusik“ einen speibürgerlichen und faden Beigeschmack bekommen. Die alte, d. h. vorklassische Musik war zum größten Teil wirkliche Hausmusik gewesen. Dann aber entstand das Konzert und die hohe symphonische Kunst. — So mußte sich die Hausmusik auf das biedermeierische Kleine zurückziehen, oder man versuchte, Virtuosität nachzuahmen und ergab sich einer unechten „Salonmusik“, für die ein bezeichnendes Beispiel das „Gebet einer Jungfrau“ ist.

Nun haben wir, gottlob, keinen „Salon“ mehr. Dafür ist im neuen Deutschland die Familie wieder als Wurzel allen nationalen und geistigen Lebens anerkannt worden. Damit kehrt aber auch die Hausmusik zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurück. Seit einigen Jahren hat man ihr einen „Tag“ gewidmet, und dieser „Tag der deutschen Hausmusik“ dient in immer steigendem Maße der Beförderung derer, denen die Tonkunst, sei es öffentlich, sei es privatim, in Obhut gegeben ist. Ohne gesunde Musik, keine gesunde Kultur! In diesem Sinne sagt der Präsident der Reichsmusikammer, Professor Dr. Raabe: „In einem Hause, in dem man mit Freude und Begeisterung musiziert, wird es auch sonst mit der geistigen und seelischen Haltung gut bestellt sein.“

Der Gedanke, „Pflegt deutsche Hausmusik“ darf nicht wieder verklingen! Wie man einen Tag im Jahre der Hausmusik ertor, so sollte fortan ein Abend jeder Woche dem häuslichen Musizieren gewidmet sein. Schallplatte und Rundfunk in Ehren; sie sind Kulturträger hohen Ranges, aber sie können und wollen nichts mehr, als die Musik an uns heranbringen; sie innerlich lebendig machen müssen wir selbst! Dazu gehört aber Musikverständnis, und dieses wird aber am besten durch Selbstmusizieren gewendet. Das Haus, der Kreis der Familie ist die geeignetste Stätte solchen Selbstmusizierens.

Welch frohliches Treiben, wenn Eltern mit ihren Kindern unsere Volkslieder singen und eine Blockflöte, eine Laute oder Handharmonika sich dazugesellt, oder wenn die Feste des Jahres und die sonstigen Familienfeiern durch Musik umrahmt werden. Mit Volksinstrumenten allein ist es hier aber nicht getan. Echte Hausmusik ist ohne Klavier, Geige oder Cello kaum denkbar, und unsern Eltern erwächst die Pflicht, ihre Kinder an diese Instrumente wieder mehr heranzuführen. Welch eine Fülle von Musikschätzen erschließt uns allein das Klavier! Ob Sinfonie, Oper oder Oratorium — es gibt nichts, was dieses vielseitigste aller Hausinstrumente uns nicht vermitteln könnte! Sind es hier die fürs „Haus“ bestimmten Bearbeitungen, so stehen auf der höchsten Stufe der Hausmusik die originalen Kammermusikschöpfungen des Barockzeitalters, die Sonaten, Trios und Quartette der klassischen Zeit und endlich die Kunstlieder und Klavierstücke der romantischen Meister. Auch in der Gegenwart beginnt man wieder „arteigene“ Hausmusik zu schaffen. Das neben dem Klavier die Geige, Violine und das Cello eine Rolle spielen, ist nur natürlich. Denn

auf den Zauber dieser edlen Instrumente darf man im Hause nicht verzichten und je reicher und wandlungsfähiger die Besetzung ist, umso größer der Nutzen für die häusliche musikalische Gemeinschaft.



Hausmusik in Tirol. (Archiv)

Schön musiziert, Andacht gebiert! Das will sagen, man soll das Musizieren im Hause nicht zu leicht nehmen, sondern bestrebt sein, das Instrumentes, das man gewählt hat, Herr zu werden. Dann wird aus der Andacht des Selbstmusizierens großer Segen entspringen. Denn die Musikliebhaber, die in der häuslichen Gemeinschaft heranwachsen, bilden auch den Kern unseres Konzertpublikums. Und wie die Musikwirtschaft mit den Verlegern, Händlern, Instrumentenbauern und Lehrern durch die Hausmusik unendlich gefördert wird, so hängt schließend der Weiterbestand der gesamten Tonkunst und ihre schöpferische Erneuerung von dem Vorhandensein einer aufnahmefähigen Hörergemeinde ab: So laßt uns denn singen und spielen zur Freude des Hauses, zum Segen der Tonkunst und zur seelischen Vertiefung unseres Volkes!

## „Ich bin unmusikalisch“

Von Dr. Günter Schab.

Dieser Satz ist so oft zu hören, wenn der oder jener den Rundfunkapparat ausschaltet, sobald die Ansage einer gewich-

tigen instrumentalischen Sendung eine „Sinfonie“ oder auch nur ein „Opus“ verheißt. „Ich verstehe nichts von diesen Dingen“, sagt der „unmusikalische“, wenn man ihn auffordert, mit in einen Quartettabend oder etwa zum Gastspiel eines hervorragenden Pianisten zu kommen. Einige bedauern es vielleicht so ohnehin, in der Jugend nicht genügend oder garnicht für die Aufnahme „schwerer Musik“, wie sie es nennen, vorbereitet worden zu sein, geschweige denn dafür, selbst richtig zu singen oder gar ein Musikinstrument mit einiger Sicherheit zu beherrschen. Sie haben nicht unrecht mit dieser Feststellung des Bedauerns. Denn aus dem Nichts erwächst kaum je eine Verbundenheit mit künstlerischen Werten. Es müssen schon Anregungen vorhanden gewesen sein, und die Erziehung muß darauf hingewirkt haben, daß dem jungen Menschenkind die Augen, die Ohren und das Herz ausging für Werte, welche das Leben steigern vermögen.

In der Tat hat sich früher die Schule allzuwenig um den Musikunterricht gekümmert, und nicht jedes Elternhaus war bereit, diesen Mangel auszugleichen; ganz abgesehen davon, daß die Väter und Mütter sich die zuhäufigen Ausgaben hierfür auch gar nicht immer leisten konnten. Hier greifen die Reichs- und Parteibürokratien jetzt tatkräftig ein. Alles, was in der kommenden Zeit zur „Errichtung von Musikschulen“ für Jugend und Volk geplant ist — läuft auf eine großzügige Förderung unserer an sich so musikfreudigen Jugend hinaus. Das Volk soll von Jugend auf an eines der schönsten Kulturgüter herangeführt werden, die wir besitzen: an die deutsche Musik! Persönliche Hindernisse gibt es nicht mehr. Schon das Schulkind im achten Lebensjahr lernt die Grundlagen alles Musizierens kennen. Und die Noten! Jeder kommt an Instrumente heran — sei es das Klavier, die Geige, die Blockflöte, Handharmonika usw. — die ihm persönlich liegen. Und wer sich besonders bewährt hat, wird in die schon etwas höheren Geheimnisse der musikalischen Kunst eingeführt. Im Uebrigen haben wir zahlreiche Möglichkeiten, uns in der Gemeinschaft bzw. im Musikunterricht eotl. bis zur künstlerischen Reife weiterzubilden.

Das ist der richtige Weg, Fähigkeiten, die so ungefähr in jedem Deutschen schlummern, erst einmal lodern zu machen. Denn wir sind im Grunde ein sehr musikalisches Volk! Und wer niemals angeregt wurde, natürliche Anlagen auch zu betätigen und zu entwickeln, der läßt etwas Schönes in sich verkrümmern. Es ist sehr erfreulich, daß dieser allgemeine Wandel sich nunmehr vorbereitet. Die junge Generation hat es besser als die Älteren! Sie erfährt nun eine Betreuung auch auf künstlerischem Gebiete, die es früher nicht gab. Die deutschen Musiklehrer und die ausübenden Künstler werden etwas davon haben, weil sich in absehbarer Zeit naturnotwendig die Schicht der Aufnehmenden wesentlich verbreitern und vergrößern wird. Auch die Hörer von musikalischen Veranstaltungen selbst haben etwas davon, weil sie ja alle selbst sich, je nach Neigung, Können und Veranlagung betätigen und dann wissen werden, daß selbstarbeitete Musik die Stimme schärft u. die Kraft der Einwirkung in Kunstwerke wachsen läßt. Die Werte der großen Meister aber werden in viel höherem Maße zum Allgemeinbesitz des Volkes werden. Denn niemand, er sei denn wirklich unfähig zum Mitgehören — aber das ist einer der ganz seltenen Ausnahmefälle — darf dann noch sagen:

„Ich bin unmusikalisch.“

## Allelei Interessantes aus Baden

### Alemannische Kulturtagung in Freiburg i. Br.

Freiburg, 14. Nov. In diesen Tagen findet hier die nunmehr bereits traditionelle „Alemannische Kulturtagung“ statt. Unter den Erscheinenden bemerkte man zum erstenmal die Vertreter von Borsarienberg, die unter Führung des Bürgermeisters von Bregenz gekommen waren. Wie in jedem Jahre wurde die Tagung durch eine Rede des Freiburger Oberbürgermeisters D. Kerber eröffnet, der nach einer wohlüberlegten Darlegung der inneren Zusammenhänge der volksdeutschen Lebensforderungen mit dem politischen Geschehen der letzten Monate das „überreizte Abwehrbedürfnis“ abtat, das gewisse Auslandsreisen gegen die Einstellung Großdeutschlands zum Alemannentum zeigen. Dr. Kerber verstand es, die Unabänderlichkeit kultureller Verbundenheit des Alemannentums trotz staatspolitischer Verschiedenheit darzutun, indem er u. a. sagte: „Das Bewußtsein, daß zu beiden Seiten des Rheines eine alemannische Heimat lebendig ist, drängt sich auf, wenn ihre Menschen sich ins Auge sehen, wenn sie in der Sprache ihrer Mutter miteinander reden und wenn sie sich die Schätze ihrer gemeinsamen kulturellen Vergangenheit öffnen.“ Der Redner schloß mit dem freundlichen Bekenntnis zu der Aufgabe der alemannischen Lande, für die Schaffung eines gegenseitigen Vertrauens gleichsam die ehrlichen Vermittler zu sein.

Dann schilderte der alemannische Dichter Burte den im Mittelpunkt der Tagung gestellten, früh aus dem Leben geschiedenen Dichter Emil Göt in einer Elegie mit schwungvoll gefaßten Hexametern als selbstlosen Sucher des Lebens. Burte legte dar, wie Göt den Weg zur Anerkennung im Leben nicht zu Ende gehen konnte und wie er als „Einer, der baute am künftigen Münster des Geistes“ erst jetzt von seiner alemannischen Heimat als bester Sohn empfunden wird, der seinen deutschen Weg gegangen ist. Eine Festaufführung von Emil Götts Lustspiel „Mauerung“ im Großen Haus der Städtischen Bühnen schloß sich an.

### Schwerer Jagdunfall.

Ubstadt (b. Bruchsal), 14. Nov. Bei einer Treibjagd, die gestern auf der hiesigen Gemarkung stattfand, ereignete sich ein schwerer Jagdunfall. Ein hiesiger Jäger wollte seine Büchse von der Schulter abnehmen. Dabei löste sich ein Schrotkugelhieb, der den danebenstehenden Treiber, Bohrmeister Kemner von Forst, in den Unterleib traf. Der Verunglückte mußte im Krankenhaus operiert werden. Der Hergang des Unglücks ist noch nicht völlig geklärt.

Karlsruhe, 14. Nov. (Vermissteraufgefunden.) Die Kriminalpolizei Karlsruhe teilt mit, daß der seit 3. November vermisste Blechnerlehrling Bruno Schlimm aus Blankenloch-Büchig aufgefunden worden ist.

Mannheim, 14. Nov. (Ein Christof.) Zu zwei Jahren Gefängnis verurteilte das Schöffengericht den 19-jährigen Jakob Sch. aus Mannheim, der über die Grenze geschlüchtet und sich der Fremdenlegation zur Verfügung gestellt hatte, statt seiner Wehrpflicht im deutschen Vaterlande zu genügen. Außerdem wurde dem Verurteilten unterlagt,

innerhalb fünf Jahren nach der Strafverbüßung öffentliche Aemter zu bekleiden. Die Verurteilung erfolgte in Abwesenheit des Angeklagten, der gegenwärtig fünf Verpflückungsjahre in der Fremdenlegation abdiene.

Heidelberg, 14. Nov. (Langemarck-Feier.) Die schöne, weiträumige Aula des neuen Universitätsgebäudes war bis auf den letzten Platz gefüllt durch Ehrengäste aus Partei und Wehrmacht, Behörden und Wirtschaft und durch die Jugend. Dr. Scherberger als Studentenfürher gedachte der Taten von Langemarck, die vor 24 Jahren hinausjagten, durch ihr Heldentum ein Symbol der heldenhaften Opferbereitschaft des deutschen Volkes zu geben. Der neue Rektor der Universität, Staatsminister Professor Dr. Schmittner, hielt die Gedenkrede und ließ Stimmen der toten Helden aus ihren Tagebüchern sprechen, ein ergreifendes Bekenntnis der Vaterlandsliebe. Das ehrende Gedenken an die toten Helden wurde vom Bekenntnis zum Führer abgelöst. Mit „Deutschland, heiliges Wort“ (Chor und Orchester) klang die Feierstunde aus.

Mannweiler bei Lahr, 14. Nov. (Töblicher Sturz.) Ein 12-jähriges Mädchen wurde auf der Dorfstraße bewußtlos neben ihrem Fahrrad liegend aufgefunden. Die inneren Verletzungen waren so schwer, daß das Kind in der Nacht starb.

Erzbach (Amt Offenburg), 14. Nov. (Kind überfahren.) Das 4-jährige Söhnchen des Bauern Kornmayer kürzte von einem mit Hüben beladenen Wagen herab und wurde so schwer verletzt, daß es trotz sofortiger Operation im Krankenhaus starb.

### Aufruf an die badischen Jäger.

Der Herr Reichsjägermeister Hermann Göring hat auch für den Winter 1938/39 die Deutsche Jägerschaft wieder aufgerufen, durch die Spende von mindestens 5% der Jagdwildjahresstrecke eines jeden Reviere in der Zeit vom 1. Nov. bis 31. Dez. 1938 sich wie bisher auch tatkräftig am Winterhilfswerk zu beteiligen und ihre Opferwilligkeit zu beweisen. Die Notwendigkeit zur Hilfeleistung gegenüber den minderbemittelten Volksgenossen ist nicht geringer geworden als in den vergangenen Jahren. Vielmehr ist infolge der großen Zahl der Kollidierenden im Sudetenland und ehemaligen Oesterreich, die nunmehr dem Großdeutschen Reich angehörend, stark gewachsen.

Ich erwarte daher und gebe auch der festen Ueberzeugung Ausdruck, daß die Jäger Badens auch in diesem Jahr wieder, wie bisher operbereit und wirksam den notleidenden Volksgenossen gegenüber ihre Pflicht erfüllen und daß auch diejenigen Jäger, die nicht selbst Inhaber eines Reviere sind, unser Hilfswerk nach Kräften unterstützen werden. Das Jagdland Baden darf hinter anderen Ländern und Gauen nicht zurückbleiben. (gez.) Hug.

## Das Wetter

Weiterhin vorwiegend freundlich und tagsüber mild. Stellenweise Frühnebel bzw. Hochnebel und in ausgesetzten Lagen auch leichter Frost.

## Was bringt die Kunst?

### Kammerspiele Künstlerhaus.

Erstaufführung: „Marguerite: 3.“

Auch eingeleitetste Junggefallen sind zur Liebe zu befehlen. Aber nicht bloß darum geht es zwei Stunden lang, während denen heftig gelacht und lebhaft applaudiert wird. Denn das letzte Wort, das von der Bühne flattert, kommt nicht etwa von den süßen Lippen einer glücklichen Braut, die sich ihren Geliebten endlich geangelt hat, sondern triumphierend spricht es ein schamantes junges Mädchen, das gleich drei Weiber feinde nur ein bißchen genasführt hat und ihnen nun eine gründliche Abgabe erteilt. Und in peinlichster Verlegenheit versetzt sich ob solch gekundter Belehrung wirklich sowohl der Arzt Ludwig den Alfons Kloeble mit sehr wichtigen Zutaten ausgerüstet, wie auch der Kaufmann Karl, den Herbert Stodder als einen leicht dämlichen Gesellen zeichnet, und sogar der Schauspieler Lorenz, obwohl für ihn Karl Mathias eine fast unabweisbare Haltung bereitet hat. Daß also diese drei am Schluß wieder im Gleichschritt von bannen ziehen, ist schon mehr als ein obligater Lustspiel-Effekt. Hauptfache jedoch bleibt Lola Erwig in eben der bewundernden Komödiantinnen-Rolle der Marguerite, einem entzückenden Gebilde aus Humor, Swift und Eitelkeit, dem die Zuschauer vom ersten Augenblick seines Erscheinens an erliegen, mag sie nun als Verführerin, als Geislangweilte, als Liebenswürdig-Järlische in buntem Wechsel nacheinander auftreten und im letzten Meisterstück ihrer aus Gekonntheit und spielerischer Improvisation zusammengesetzter Aufgabe ein festes Nadel in schlichtbraunem Samtkleid spielen, das in gewürzt ironischen Sätzen auch dem Publikum frühzeitig seine Meinung sagt.

Das Lustspiel „Marguerite: 3.“ hat Fritz Schiewerl zum Verfasser, der sich z. B. in der Gestalt des Dieners Jean (dem übrigens Friedrich Prüter eine ontelhaft gutmütige Note mitgibt) an bekannte Theater Vorbilder zwar anlehnt, sonst aber mit wohlwollender Kürze und staunenswerter Glätte den Stoff meistert. Im Nachklang des starken Beifalls, den die Erstaufführung davontrug, wäre noch zu berichten, daß am Ende auch Felix Baumbach samt all den tüchtigen Kräften, die seiner Regie zur Verfügung standen, vielfach vor den Borhang gerufen wurde. Professor Hans Schorn.

### Münchener Illustrierte Presse.

Glorreiche Tage in Burgund. Nach jeder Weinernie findet in Beaune, dem Mittelpunkt des gegangenen Weinlandes von Frankreich, das traditionelle, drei Tage währende feuchtröbliche Winterfest statt. Wie es dabei zugeht, zeigt ein großer Bilderauftrag in der neuesten Nummer der Münchener Illustrierten Presse (Nr. 45). Aus dem reichen Inhalt des Festes, das uns in alle Welt führt, nennen wir nur noch einen interessanten Aufsatz über die neueste photographische Mode in Amerika, die unter dem Schlagwort des Surrealismus jagelt.



# Am treuten Heerd

Durlacher-Tagblatt

Finztäler Bote

## Die letzten Fünfundzwanzig

Von Hans Henning Freiherr Grote.  
Ein Turm in der Schlacht

Seit dem August 1914 marschiert der Offizierstellvertreter Emil Brönnecke als Gruppen- und dann Zugführer durch den Großen Krieg. Man erzählt sich unter Kameraden, er sei kugelfest, denn immer noch blieb er unverwundet. Unzählige Männer hat er bekommen und fallen sehen. Nur er selbst bleibt wie ein Turm in der Schlacht; von seinen Leuten geliebt und bewundert, ein Meister des Kampfes, wie sie die Arme nicht mehr viele besitzt.

An diesem 30. August 1918 nun ist Brönnecke mit seiner Kompanie vom Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 273 bei Genorn, unweit der Kathedralstadt Royon, am rechten Flügel der Division in vorderster Linie eingeseht. Die Stellung ist kaum ausgehoben, die wenigen Männer liegen in kaum tiefen Gräben oder auch nur in Löchern. Emsig trachten sie danach, diese tiefer zu schichten, soweit das feindliche Feuer dies zuläßt.

Schon in den frühesten Morgenstunden bricht plötzlich ein wildes Trommelfeuer auf die deutschen Linien nieder. Warnungsrufe gehen auf: „Gas!“ In dichten Wolken, die jede Sicht verwehren und atemraubend die Stellung der Verteidiger, wagt und wälzt der giftige Nebel über die Stellung der Verteidiger. Bald ist gut die Hälfte und mehr von ihnen kampfunfähig, sei es, daß sie zu spät die Maste aufgesetzt haben oder diese unrichtig gemorden ist. Brönnecke, wie immer aufrecht und gesund geblieben, achtet darauf, daß die Schwerverwundenen zurückgeschafft werden.

### Kampf der Fünfundzwanzig

Das feindliche Vorbereitungsfeuer hat eine unendlich lange Front erfasst. In die deutschen Linien kommt Verwirrung. Auch mancher, der sonst treu und brav seine Schuldigkeit getan hat, verliert den Rest seiner Besinnung und schlägt sich den Gastranken an, deren Rückzug das allgemeine Zeichen für das Chaos gegeben hat.

Brönneckes Kompanieführer, der kleine Leutnant Sonnenmann, und der Zugführer selbst fluchen und beschwören. Aber die verstörten Augen der Zurückfliehenden, die fliegenden Glieder, die ein Krampf zu schütteln scheint, belagen genug; bei diesen treuen Männern ist eines eingetreten, für das nur der Arzt noch Rat wissen mag, — sie sind nicht mehr weit vom Irren entsetzt. Als die feindliche Infanterie von drüben vorsichtig zum Angriff vorrückt, zählt des Offizierstellvertreters Kompanie noch ganze fünfundzwanzig Mann, die nun bestehen müssen.

In dichten Massen flutet der Franzmann heran. Er erwartet nach solchem Vorbereitungsfeuer keinen Widerstand mehr.

Die Fünfundzwanzig, die Lehten, besitzen noch sechs leichte Maschinengewehre. Sie bereiten dem Schängel damit einen Empfang, der seine Angriffslust voreist dämpft. Das „En avant!“ drüben wird schwächer, verhallt. Wie vom Erdboden verschluckt, sind die Angreifer verschwunden.

Dafür wütet von neuem das feindliche Trommelfeuer. Haargenau faßt es die Stellung der Fünfundzwanzig. Da hat Brönnecke einen guten Gedanken. Er winkt den Seinen, und sie verstehen auch. Mit ein paar Sprüngen feindwärts gelangen sie aus der Feuerzone heraus und bergen sich jetzt, nahe der feindlichen Infanterie, in den Trichtern des Vorbefehdes. Von hier aus, in einer Entfernung von kaum noch zwanzig Metern, bieten sie erneut Trutz, und abermals bricht der feindliche Angriff in ihrem Feuer zusammen.

Da hat Brönnecke Zeit, länger über die Lage nachzudenken, doch seine Feststellungen sind entmutigend genug. Bei der Nachbardinision ist der Feind in voller Breite durchgebrochen und marschiert unbehindert vorwärts. Daran kann man hier nichts ändern, um so eher muß man jetzt die eigene Stellung behaupten.

Der Franzose bleibt nicht müßig. In niedriger Höhe erscheinen Flieger über den Köpfen der Verteidiger. Zuweilen kommen die gefährlichen Vögel ihnen so bedenklich nahe, daß Männer auf dem Boden den Luftzug der Flügel zu verspüren meinen. Endlich haben die feindlichen Flugzeuge ihre Erkundung beendet. Sie verschwinden wieder, und zunächst herrscht Stille, eine verdächtige Stille.

Dann bricht es von neuem los. Hinter der rollenden Eisenwand ihrer Artillerie treten die Schängel zum dritten Angriff an. Hier und dort kommt es zum Nahkampf. Der Angriff wird wiederum abgeschlagen, aber zwei deutsche Maschinengewehre bleiben in der Hand des Franzmanns.

### Der unermüdete Brönnecke

Wieder herrscht Ruhe, und Brönnecke wagt Umschau. Unentwegt schreitet bei der Nachbardinision der feindliche Vormarsch weiter fort. Wenigstens haben sie hier noch mit der eigenen Division lose Fühlung. Dennoch muß man damit rechnen, daß bald das kleine Häuflein im Rücken umfaßt sein wird.

Zum vierten Male greift der Franzose an. Brönnecke hat beim letzten Trommeln bemerkt, daß der linke Flügel der Stellung weniger Feuer erhält, wohl deshalb, weil der Graben um einen kleinen Busch herumfließt; das mag den feindlichen Fliegern entgangen sein. Darauf nun baut der Offizierstellvertreter seinen Plan. Als das neue Trommelfeuer beginnt, zieht sich die Kompanie, wenn man die wenigen Überlebenden nach so nennen kann, in Eile hinter dem Busch zusammen und vermeidet jede Verluste.

In dem darauf sich entspannenden Infanteriekampf ist Brönnecke überall. Seine größte Sorge gilt den Maschinengewehren. Oft genug und gerade im entscheidenden Augenblick pflügt eine Ladehemmung sich einzustellen, und niemand weiß sie besser zu beseitigen als der alte Frontunteroffizier.

Die Persönlichkeit Brönneckes, des „Kugelfishers“, strömt eine Ruhe aus, die sich auf jedermann überträgt. Die Deutschen richten gelassener ihre Gewehre, drücken sorgamer durch.

Die Franzosen packt wilde Mut. Es scheint ihnen unverständlich, noch immer leben ein paar dieser zähen Vögel, und doch haben sie selbst mit eigenen Augen gesehen, wie die Granaten deren Stellung zertrümmerten. Wieder arbeiten sich die französischen Stoßtrupps näher an die Deutschen heran.

„Allons, allons!“ schreit die gellende Stimme eines Offiziers auf. Aber da trifft ihn ein Schuß in den Hals, und er sinkt in sich zusammen.

Doch sein Ruf hat gewirkt. In jenem restlichen deutschen Flügel, den die Granaten zertrümmert haben, brechen die Franzosen jetzt ein. Brönnecke bemerkt die Gefahr. Wenn nun

dort aus der Feind jetzt die Stellung aufrückt, sind sie erledigt. Das wäre nicht nur ihr eigenes Erbe, sondern die ganze Division, deren Eckpfeiler sie geworden sind, würde verloren sein.

### Die Lehten greifen an

Brönnecke wirft sich mit ein paar Gewehr- und Handgranatenträgern dem eingebröckelten Feinde entgegen.

Der Franzose hat jedoch zu neuem Vorstoß antreten wollen, da sind die Deutschen schon über ihm, ehe er sich zu rechtgefunden hat. Handgranaten fliegen ihm entgegen und zerfellen mit Donnerkrachen. Während die eine Hälfte der Verteidiger den in der Front anrennenden Feind in Schach hält, rollt Brönnecke mit der anderen den Graben wieder auf.



Eine kleine Abendmahl.

(Scherl Bilderdienst-M.)

Die Franzosen flüchten zurück, soweit sie nicht gefassen sind. Und der Eckpfeiler der Verteidigungslinie steht ungeboren.

Aber die Lehten dürfen nicht nachlassen. Sechsmal noch an diesem Tag verläßt der Feind den Durchbruch; jedesmal auch, ohne einen Fußbreit Boden zu verlieren, schlagen sie ihn zurück.

Dann geht die Nacht über das Schlachtfeld. Bleierne Ruhe völliger Ermattung kommt über das kleine Häuflein, und niemand von den Tapferen spricht ein einziges Wort mehr.

### Wir holen sie uns wieder!

Wenn keine Ablösung kommt, werden sie morgen erledigt sein. So weiß ein jeder. „Nur Mut, Jungen!“ tröht Brönnecke. „Was ihr heute geschafft habt, macht kein Soldat in der Welt euch nach!“

Sie versuchen Schlaf zu finden. Nur Brönnecke bleibt wach, und je weiter die Nacht fortschreitet, desto sicherer fühlt er alle Hoffnung schwinden.

Da ist plötzlich Geräusch hinter ihnen, kommt langsam näher. So schreitet nur ein einzelner Fußgänger, der vom Marsche schwer erschöpft ist. Bald sind die Umrisse eines Mannes zu erkennen, und ein schwacher Ruf springt zu ihnen herüber: „Ist dort Reserve 273?“

„Hier, mein Junge, immer nur heran!“ ruft Brönnecke, und seine Gestalt ragt aufrecht, damit der Ankömmling ihn erkennen kann. Der taumelt erschöpft in den Trichter. „Ablösung!“ stammelte der Mann jetzt. „Ja, ein neues Regiment. In gut einer Stunde wird es eintreffen...“

## Ritterliche Gegner

Ernst Udet berichtet in seinem „Fliegerleben“ von einem Zusammentreffen, das er als junger, noch unerfahrener Kampfflieger mit Gynemer hatte, dem „Richtigen der Franzosen“, der mehr als dreißig Luftkriege erfochten hatte. „Bieuz“ — der Alte — stand an dem hellbraunen Rumpf seines Flugzeuges, das an der ganzen Westfront bekannt und gefürchtet war.

Udet trat kurz nach Sonnenaufgang in fünftausend Meter über dem Boden mit einer „Spad“, einem schnellen, wendigen französischen Jagdflugzeug zusammen, das seiner eigenen älteren Maschine weit überlegen war. Haarsträubend flogen die beiden Gegner aneinander vorbei, starteten sich gegenseitig in die vor Erregung bleichen Gesichter, wendeten sofort wieder und begannen von neuem, sich zu beobachten. Wenn es gelang, den anderen zuerst in die Visierlinie seines Maschinengewehrs zu bekommen, der blieb Sieger.

Udet merkte bald, daß nicht nur die feindliche Maschine seiner eigenen überlegen war, auch sein Gegner war ein Flugkünstler von hohen Graden. Durch eine überraschende Wendung in einer Kurve hatte er Udet schon einmal in den Feuerbereich seines Maschinengewehrs gebracht und ihm eine Salve glühender Phosphorugeln durch die eine Tragfläche gefügt. Nur ein Zufall war es, daß sie wirkungslos an den Spanten abgeprallt waren! Dabei hatte Udet die schwarze, drohende Infanterie auf dem hellen braunen Rumpf des feindlichen Flugzeuges gesehen: „Bieuz!“ Nun wachte er, daß er mit Gynemer, dem „As der Asse“ der Franzosen zusammengetroffen war.

Wie ein Schüler, der von seinem Lehrer geprüft wird, kam er sich jetzt vor. Trophäen verlor Udet seine Gefesgegenwart nicht einen Augenblick; selbst dann nicht, als er das unsichere Glück hatte, Gynemer in einer Kurve in

Brönnecke blickt aufwärts und sucht die Sterne, die leuchtend klar am Himmel stehen. Ihr Gleichen und Funken schlägt ihm ins Herz. „Jungens“, ruft er, und seht mit langen Sprüngen durch die Linie, die hinten vergaßen uns nicht... Ablösung!“

Die Lehten im Trichterfeld heben die Köpfe, der leichte Schlaf fliekt wie Staub von ihnen ab, und dann scharen sie sich um Brönnecke.

„Nun wollen wir dem Feind noch eins draufsetzen. Kinder“, sagt der Offizierstellvertreter. „Wollen wir nicht?“

Sie begreifen nicht gleich.

„Habt ihr die verlorenen Maschinengewehre vergessen?“ mahnt der unverwundliche Brönnecke. „Die holen wir uns jetzt zum Abschied wieder!“

Keiner bleibt zurück. Ehe der Franzmann recht weiß, was gespielt wird, sind Brönnecke und die Seinen schon in seinen Linien und haben die verlorenen Gewehre gepackt. Handgranatensalven halten den Feind zurück, und unbehelligt gelangen die Deutschen wieder in ihren Gräben.

Bald darauf trifft die gesamte Ablösung ein. Sie übernimmt den Eckpfeiler der Division, der den ganzen französischen Vormarsch aufgehalten hat. Ein paar Tapferer haben ihre Pflicht getan bis auf den letzten Mann, voran der Offizierstellvertreter Emil Brönnecke.

## London jagt eine Riesenschlange!

London ist in diesen Tagen der Schauplatz einer Geschichte, die wahrscheinlich länger würde, wenn sie in den indischen Dschungeln spielte. Es handelt sich um die Jagd nach einer Riesenschlange. Ein reicher Privatmann, Adrian Conan Doyle hatte sich vor kurzem eine Riesenschlange zugelegt. Sie wies eine Länge von etwa fünf Metern auf. „Riesenschlangen sind ein Stedenpferd von mir“, erklärte er später der Polizei gegenüber. Nach diesem sonderbaren Einkauf bemerkte Adrian Doyle, daß er der Schlange keine ausreichende Behausung bieten konnte. Deshalb brachte er die Bestie vorerst in einem verfallenen Korb unter, der sonst von einem Hund bewohnt wurde. Der Korb wurde über Nacht in einem der Wohnzimmer aufgestellt. Am nächsten Morgen bemerkte die Hausfrau mit Schrecken, daß die Schlange aus ihrer provisorischen Behausung entwichen war. Man blickte unter die Sofas, die Sessel und die Tische, man durchsuchte alle Räume — die Bestie war verschwunden. Die Polizei war bald zur Stelle. Sie mußte sich jedoch damit begnügen, ein Protokoll aufzunehmen und Haus und Garten abzusperren, denn die nochmals angestrenzte Suchaktion blieb ebenfalls ohne Erfolg. Plötzlich hatte der Schlangensliebhaber Adrian Doyle eine Idee. Die Schlange konnte ja aus den verfallenen Türen und Fenstern nicht entweichen, sie mußte gleich den mittelalterlichen Hezen aus dem Schornstein entflohen sein. Vielleicht sah sie sogar noch darin. Ein Kaminseger wurde eiligst herbeigerufen. Er stieg den dunklen Schlund hinauf und hinab und fand weder die Schlange noch eine Spur von ihr.

Inzwischen war die Nachricht von der frei herumlaufenden Riesenschlange in London schon bekannt geworden. Neugierige Gemüter in der Umgegend von Doyles Haus wagten sich überhaupt nicht mehr auf die Straße. Andere blühten sich vor jedem Schritt miträusch um, um die indische Bestie nicht plötzlich zischend und züngelnd sich hervorschlingeln zu sehen. Man nichts geschah für mehrere Stunden. Erst unter Mittag erreichte die Polizei eine Meldung, daß die Riesenschlange im Hyde-Park gesichtet worden wäre. Bis zur Stunde ist die Schlange noch nicht wieder gesichtet und eingefangen worden. London wird sich vielleicht noch einige Tage gedulden müssen, bis die abenteuerliche Schlangenjagd mit einem siegreichen „Salati“ beschlossen werden kann.

## Frau Roosevelt „verschuldet“ einen Diebstahl

Zu der größten Jahresveranstaltung der amerikanischen Wohltätigkeitsverbände, die in diesen Tagen in Green Bay im Staate Wisconsin stattfand, war auch die Gattin des amerikanischen Staatspräsidenten erschienen. Ihre Anwesenheit löste eine Menge Neugieriger herbei. Der Festsaal war bis zum letzten Platz besetzt. Alle sahen die Präsidentengattin. Nur der Kassiererin am Eingang des Saales, einem jungen Mädchen, blieb dies „Erlebnis“ verfallen. Sie hatte die Aufgabe, bei ihrer Kaffe auszuhalten. Da erboten sich zwei fremdliche Polizisten, sie für einige Minuten zu vertreten. Erstreckt nahm die Kassiererin das Angebot an. Sie eilte in den Saal, befrüchtigte ihre Neugier beim Anblick der Frau Roosevelt und kehrte zu ihrer Kaffe zurück. Diese war aber inzwischen verschwunden. Die beiden Polizisten, die mit der Neugier der Kassiererin schon gerechnet hatten, waren nur verkleidete Gangster gewesen. So wurde Frau Roosevelt als Gegenstand der Neugier unschuldigerweise die Urheberin eines Diebstahls.

Seine Visierlinie zu bekommen! Das war die Sekunde der Siegeschance, die es entschlossen auszunützen galt! Er drückt auf den Abzugsknopf seines Maschinengewehrs. Aber das bleibt stumm. Es verlagert im entscheidenden Augenblick. Eine Ladehemmung hat Udet wehrlos gemacht.

Er ließ nun verzweifelt den Steuernippel fahren und trommelte mit beiden Fäusten gegen das Maschinengewehr, um die Hemmung zu beseitigen. Vergebens! Er kann nur noch hoffen, den Gegner mit in sein Verderben zu ziehen. Vielleicht gelingt es ihm, ihn zu räumen; daß beide in ihren brennenden Trümmern in den Abgrund fallen. Aber auch das ist bei einem solchen Gegner nicht leicht, zumal der jetzt weiß, daß er einen wehrlosen Feind vor sich hat. Denn Gynemer war gerade im Rückenflug dicht über Udet hinweggebraut und hatte seine Bewegung gesehen und wohl zu deuten gewußt. Nun brauchte er keine Feuerlinie mehr zu umfliegen. Nun konnte er eine sichere Entfernung aufsuchen und von da aus den Deutschen zu seiner Zielscheibe machen.

Wieder streckt Gynemer dicht über Udet im Rückenflug hin, winkt ihm mit der Hand zu und taucht dann in steilem Sturzflug nach Westen zu ab in die Richtung seines eigenen Flugplatzes. Udet ist gerettet. Was hatte den Franzosen veranlaßt, den letzten Sieg fahren zu lassen? Hatte er selbst eine Ladehemmung? Fürchtete er die Bergweinsungstat seines Gegners? Er hat nie darüber gesprochen; er ist selbst bald im Luftkampf gefallen. Aber Udet ist überzeugt, daß Gynemer zu ritterlich war, den ungleichen Kampf durchzuführen.

Wenigliche Erlebnisse haben auch ehemalige Feindflieger berichtet und offen zugegeben, daß sie nur der Ritterlichkeit ihrer deutschen Gegner ihr Leben zu verdanken haben. Ein ähnlicher Luftkampf wird in dem Karl Ritter Film der „P o u r l e m é r i t e“ gezeigt, der unter der Spielleitung von Karl Ritter gedreht wurde.

st?



# DREI SCHWESTERN

Roman von Minnie Grosch  
Copyright by Karl Köhler & Co.,  
Berlin-Zehlendorf  
(Nachdruck verboten)

ROMAN-BEILAGE DES »DURLACHER TAGEBLATTES / PFINZTÄLER BOTE«

9

„Mag sein“, antwortete der Sohn. Er stand am Fenster und sah unentwegt auf das Meer, das gerade langsam und stetig die Flut vor sich schob. Die Wellenkämme glänzten weiß in der Sonne. „Damals war aber auch Winter, mußt du bedenken, und jetzt ist Sommer.“

Frau Torsten verstand, daß er damit sagen wollte, Allie hätte sich im Sommer vielleicht auch eher eingewöhnt auf der Insel. Aber sie schüttelte den Kopf. „Marlen ist ein anderer Mensch, da heißt kein Maus'nen Gaben ab. Und eine gute Mutter ist sie für deine kleine Dirn, das muß jeder sagen.“

„Ja“, deutete Dellef bereitwillig.

„Eine bessere kannst du nirgends finden.“

„Das gebe ich gern zu.“

Dann, nach einer langen Weile, wandte Dellef sich vom Fenster ab und sagte verwundert: „Was du dir auch gleich denkst, Mutter!“

„Warum denn nicht?“ fragte die alte Frau verhältnismäßig lebhaft und sah den Sohn erwartungsvoll an.

„Ach, Mutter, laß doch! Wer weiß denn, ob sie mich überhaupt mag.“

„Man könnte sie ja fragen“, schlug die Mutter vor. Und als der Sohn schwieg, setzte sie hinzu: „Soll ich es für dich tun, mein Dellef?“

„Ach nein, Mutter, das könnte ich schon selbst. Aber — ich muß das erst bedenken.“

„Du' das, mein Jung“, rief die Mutter. „Aber warte nicht so lange, sonst könnte da einer kommen und sie dir wegknappen.“

„I see doch!“ machte Dellef. „Die Marlen ist nicht so. Die hat ein kühles Herz.“

Im Hinausgehen wunderte er sich nochmals. „Was die Frauenleute doch für sind mit den Gedanken, wenn's ans Heiratsstücken geht.“

Doktor Torsten hätte sich über seine Mutter gar nicht zu wundern brauchen. In Steinbadeheim waren die Leute noch viel fester dabei, aus ihm und Marlen mit Gedanken und Zunge ein Paar zu machen. Dort sagten sie schon seit zwei Jahren: „Deht muß er die Fräulein Marlen heiraten, die paßt sich gut zu ere Frau Dellef.“ Das „muß“ war so bestimmt, als stünde es in den Sternen geschrieben. Selbst der Lenz, der in den letzten Jahren ein wenig in die Länge gegangen war, aber feinstes Weizen in die Breite oder gar in ein normales Benehmen, war diesmal ausnahmsweise vollkommen einig mit den Steinbadeheimern; ja für ihn war die Sache bereits so sicher und ausgemacht, daß er Marlen einwilligen schon mit „Frau Dellef“ anredete. Das „Fräulein Dellef“, wie die anderen sagten, war ihm zu unständlich. Marlen nahm es hin, wie man beim Lenz alles hinnahm — einem Hagelwetter gleich oder sonst einer unabänderlichen Tatsache.

Als der Herbstwind das Laub von den Bäumen schüttelte, rief er in einem größeren Badeort Mitteldeutschlands die Theaterzeitel von den Plafonds, vor denen in den vergangenen Monaten die Badegäste manchmal halb gelangweilt und halb gefesselt lesend gestanden hatten. Dellef hatte dabei unter den Namen der Künstler einer gestanden, der „Evelyn Wagener“ hieß. Da las man etwa: „Ein Zimmermädchen — Evelyn Wagener.“ Oder — wenn es etwas Historisches war: „Ein Page — Evelyn Wagener.“ Besonders tiefe Eindrücke hatten die Zuschauer von dem Auftreten dieser jungen Künstlerin nicht nach Hause genommen. Aber vielleicht waren auch die Rollen zu unbedeutend. „Nette Kröte!“ hatten wohl die Herren hier und da mal geäußert; die Frauen urteilten überhaupt nicht — ein Fall, der stets zu denken gibt!

Nachdem Evelyn Wagener ihre Ausbildung hinter sich gehabt hatte, war sie im vergangenen Winter als Anfängerin an einer größeren Bühne tätig gewesen, was aber eine Enttäuschung für sie bedeutete hatte, denn eine richtige „Rolle“, in der sie ihre Fähigkeiten als Naisse hätte beweisen können, wurde ihr niemals erteilt.

Auf ihr erstes richtiges „Engagement“ war sie dann ungeheuer stolz gewesen, wenn der verständige Vater das kleine Sommertheater auch verächtlich eine „Schmiede“ genannt hatte. Nun gab sie sich alle Mühe, für den Winter irgendwo an einer Bühne aufzutreten, aber alle Verhandlungen zerschlugen sich — das Angebot guter Kräfte war gar zu groß. Als das Sommertheater geschlossen wurde, blieb ihr nichts anderes übrig, als ganz bescheiden zu Hause Unterschlupf zu suchen.

Das war nun eine Rolle, die ihr durchaus nicht lag. Klein und häßlich sein wie ein Pflänzchen, das der Wind zerzaust und achlos an den Wegrand geworfen hat, nein, das war nichts für eine Evelyn Wagener. Das einzige, was sie überhaupt aufrecht hielt, war der Voratz: „Ich studiere eben einfach noch ein Jahr weiter und verdollkomme mich immer mehr; so wird es mir wohl im nächsten Jahr gelingen.“

So kam's, daß dem Vater, der sich im Grunde recht gefreut hatte, wieder einen seiner jungen Vögel im Nest zu haben, beim Nachhausekommen von der Provinz gelegentlich seine Tochter als „Gretchen“ in die Arme taumelte und jammern ließ: „Nachbarin, euer Fräulein!“ — oder daß sie ihm als „Franziska“ schnippisch die Tür wies. Bei Tisch guckte sie vernonnen in die Luft oder probierte im gegenüberhängenden Spiegel einen berüdenen Augenaufschlag aus, wenn sie aber dem Vater in der Sprechstunde etwas helfen sollte, lag sie gerade im Wohnzimmer in den letzten Zuckungen, weil sie als „Luise Millerin“ vergiftete Limonade getrunken hatte.

„Seit sie sich gar in die jugendliche Liebhaberin oder Heldin — was weiß ich? — einarbeitet, ist sie überhaupt nicht mehr zu genießen“, beschwerte sich der Vater bei Marlen, die eines Sonntags kam, um nach ihm zu sehen. „Gestern hat sie als „Märchen“, „Egmont“ derart leidenschaftlich die Leute aufgebeht, daß meine Patienten im Wartezimmer die Haare zu Berg standen. Eine Frau hatte solches Herzklopfen, daß ich ihre Bestrafung ausfallen lassen mußte. — Mir hängt die Sache nachgerade zum Hals heraus. Die Christel ist auch richtig fertig. Die fürchtet sich ordentlich vor dem dummen Ding, weil sie meint, es hätte seinen richtigen Verstand nicht mehr. — Kurzum, wenn du mir einen Gefallen tun willst, nimm sie für ein paar Tage mit nach Steinbadeheim. Die Franz' wird zwar die Augen noch toller verdrehen als gewöhnlich, aber ich bin den Zinnober doch mal los.“

Der Vater sah schlecht aus, ordentlich verfallen. Von seiner Erholung im Sommer war nichts mehr zu merken. Die Abern an seinen Schläfen traten bid wie Stränge heraus. Marlen's Sorge um ihn, die sie ja nie ganz loswurde, vertiefte sich. Sie überlegte, was zu tun sei.

„Vater ist nicht recht auf dem Damm“, sagte sie zu Evelyn.

„Vielleicht steht bu die Veränderung nicht so, weil du die letzten Wochen stets um ihn herum warst.“

„Er ist immer so vertriebt!“

„Es müßte eben jemand ganz für ihn da sein. Wenn dir das nicht möglich ist, müssen wir beide mal den Platz wechseln.“

wenigstens für ein paar Wochen, bis ich Vater wieder hochgepöppelt habe. Um den Haushalt brauchst du dich in Steinbadeheim nicht zu kümmern, den schmeißt die Franz' zur Not allein. Nur das Kind müßtst du natürlich besorgen.“

„Mach' ich doch gern! Du weißt doch, wie verschossen ich in Kinder bin!“ Evelyn war ganz froh, mal von zu Hause und der „Bedormundung“ wegzukommen. Der Schwager ist so'n stiller, guter Hammel“, dachte sie, „den werd' ich schon unterliegen.“ Also ging sie voll Begeisterung auf Marlen's Plan ein und lief gleich, um ihre Sachen zu packen.

Am Abend fuhr Marlen, die in Dellef's Wagen gekommen war, die Schwester nach Steinbadeheim. Sie mußte sie ja doch ein wenig in ihre Pflichten einweisen und das Kind, das die Tante Evelyn noch kaum kannte, an sie gewöhnen.

Als sie angekommen waren, brachte Marlen dann zuerst noch den Wagen in die Garage, während Evelyn schon ins Haus ging. Sie stand eben in dem vom Abenddämmer nur schwach erleuchteten Borraum, da tauchte gegenüber die Tür auf, und das Licht der Lampe, die drinnen brannte, fiel ihr hell aufs Gesicht. Dellef, der den Wagen hatte einfahren hören und Marlen begrüßen wollte, hielt wie gebannt den Schritt an, als er so plötzlich vor Evelyn stand. Das — das war doch Allie! Allie, wie sie lebte und lebte! Stumm starrte er auf das Mädchen; da flog ein Rächeln über Evelyn's Gesicht — ach, nun war sie ja erst recht Allie!

„Kennst du mich nicht mehr, Schwager?“ fragte da Evelyn — ihn schelmisch ansehend. „Wir haben uns lange nicht gesehen!“

„Doch“, sagte Dellef mit dem sonderbar welfernen Ausdruck, den sein Gesicht manchmal trug. „Spökenkrieger“ hatte Allie das genannt. „Doch, ich kenne dich! Schon lange —“

Sonderbar ist der Dellef“, stellte Evelyn bei sich fest. Verbauert war er vielleicht, das war ja kein Wunder in diesem großartigen Nest! Da er sie nicht zum Ablegen aufforderte, sich auch nicht zum Helfen anschickte, streifte sie rasch allein Mantel und Mütze ab, hängte beides draußen auf und kam herein.

Immer noch starrte Dellef sie an — wie geblendet von der Ähnlichkeit. Sogar das Haar hatte den gleichen rötlichen Schimmer in dem Kastanienbraun. Das hatte er sonst noch bei keiner Frau wiedergelesen. Daß Evelyn den rötlichen Schimmer künstlich hergestellt hatte, weil sie der Ansicht war, daß er bei Allie, deren Haar ihr von Natur befaß, so besonders „pitant“ gewirkt habe — das ahnte der harmlose Dellef natürlich nicht.

Evelyn zog die Lider mit den langen Wimpern über die Augen — wie verächtlich, weil der Mann sie so ansah. Und dann wurde sie ein wenig rot — vor Freude, weil der Aufenthalt in Steinbadeheim einen eigenen Reiz zu bekommen versprach.

Marlen kam jetzt herein und erklärte Dellef in entschuldigendem Ton, daß sie Evelyn mitgebracht habe, sozusagen als Ersatz für sich selbst, weil es nämlich dem Vater nicht gut gehe und er wünsche, daß sie — Marlen — zunächst bei ihm bleibe. Dellef möge also eine Weile mit Evelyn vorlieb nehmen. Evelyn sprach kein Wort dazu, nur einmal bligte ein leuchtender Blick zu Dellef hinüber, der ihm verbieh: „Ach werde dir den Verzicht nicht allzu schwer machen.“

Frera lag schon im Bettchen, aber Evelyn mußte sie natürlich noch sehen. Das Kinderbett stand dicht neben dem Marlen's, in dem von jetzt an Evelyn schlafen sollte. Einen Augenblick zude es Marlen heiß durch's Herz — fast war es wie Eiferwucht. Ob ihr das Kind nicht am Ende entfremdet wurde? Kinder vergessen ja so rasch! Aber gleich schalt sie sich innerlich wieder aus. Der Vater brauchte sie doch, das war wichtiger!

Während der wenigen Tage, die die beiden Schwestern nun in Steinbadeheim zusammen verbrachten, konnte man bei Evelyn von „Berufserlernung“ nicht das geringste merken. Sie war ein liebes, harmlos-heiteres Mädel, das sich äußerst natürlich benahm — sonst nichts. Daß gerade das eine Rolle war, die sie mit Bedacht spielte, ahnte niemand.

„Nicht wahr, wenn du Rollen auswendig lernst, dann gehst du hinauf in dein Zimmer, damit du Dellef nicht belästigst?“ bat Marlen noch beim Abschied.

„Doch“, machte Evelyn wegwerfend, „das lasse ich hier ganz sein; ich habe es mir überlegt: Man muß doch auch mal Ferien machen.“

Marlen war froh und ging völlig beruhigt fort. Evelyn war ja, wie es schien, viel vernünftiger, als es der Beschreibung des Vaters nach den Anschein gehabt hatte. Vielleicht hatte er infolge seiner eigenen Gerechtigkeit die Sache schlimmer angesehen, als sie in Wirklichkeit war.

Steinbadeheim hüllte sich in der Folge in Schweigen. Marlen mußte schon anrufen und fragen, wie es gehe, wenn sie es wissen wollte; sonst hörte sie überhaupt nichts. Aber allzu oft burfte sie das auch nicht tun, sonst wurde Evelyn unwillig. „Was willst du nur immer?“ rief sie einmal ärgerlich. „Hier rollt doch alles wie auf Schienen.“

Aber Marlen war von einer Unruhe erfüllt, die sie mit aller Willenskraft nicht meistern konnte. Woher kam das nun? Prüffend leuchtete sie in sich hinein. Hatte sie am Ende Heimweh? Hier, wo sie daheim war und beim Vater? Sie schüttelte den Kopf über sich selbst und meinte schließlich, das, was sie so unruhig machte, sei der Umstand, daß sie das Kind entbehre.

Dann sah sie eines Nachmittags allein zu Hause. Der Vater hatte beruflich auswärts zu tun und konnte voraussichtlich erst spät zurück sein. Da, in der Stille und Leere, die um sie herum waren, wurde Marlen die Beute einer unsäglichen Angst. Sie spürte mit völliger Gewißheit, daß ein Anheil in der Luft lag — und mit Steinbadeheim hing es zusammen. Ohne lange zu überlegen, rannte sie nach der Garage und holte den Wagen heraus.

Das Wetter war stürmisch, und ab und zu gingen schwere Regenschauer nieder. Der Aufruf in der Natur aber war Marlen nur recht; er setzte zu ihrer Stimmung. Mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit lief sie in die Abenddämmerung hinein. Einmal, als sie über eine Höhe fuhr, fachte der Sturm den Wagen wie ein Spielzeug und hob ihn an der Seite hoch, so daß Räder und Erde sich trennten. Ihr war's gleich. Rascher — nur rascher vorwärts, das gab noch die größte Beruhigung! Trotz der Kälte draußen war es Marlen heiß, als sie in Steinbadeheim ankam.

Hinter der Haustür blieb sie einen Augenblick aufatmend stehen. Ach, hier war Friede, wenn auch draußen der Sturm heulte. Dunkel war es im Vorplatz, aber Marlen hätte sich hier ja mit geschlossenen Augen zurechtgefunden. Ohne erst abzulegen, ging sie nach dem Wohnzimmer, aus dem Stimmen klangen. Da — auch Frera's helles Lachen klang dazwischen. Wie erlöst atmete Marlen auf und öffnete rasch die Tür in freudiger Erwartung — und blieb überrascht stehen. Die Beleuchtung war sonderbar gedämpft; daß ein neuer Lampenschirm die Ursache dafür war, merkte sie nicht gleich; ein eigenartiges Bild fesselte sie zu sehr. Vor dem Bücherstapel war ein großes, weißes, wunder-voll loderes Fell ausgebreitet, auf dem lagen eng aneinander-geschmiegt Evelyn und Frera und trieben irgendein lustiges, nenesendes Spiel. Evelyn's atrendes Lachen mischte sich in das

helle, kindliche Gelächter Frera's. Dellef sah dicht dabei in einem Sessel und schaute ansehend voller Wohlgefallen auf das in der Tat entzückende Bild.

Marlen's erstes Empfinden war, daß ihr Eintritt nur störend wirkte, selbst auf Frera, die sich nun von Evelyn sogar ermahnen lassen mußte, die Tante zu begrüßen. Wie war sie ihr sonst stets in die Arme gestratter, wenn sie nur einmal ganz kurze Zeit fortgewesen war, und nun hatte sie sie schon über zwei Wochen nicht gesehen.

Dellef zeigte ihr zwar die altgewohnte, ruhige Freundlichkeit, aber das konnte ihr nicht über das Gefühl wegheben, hier „Beluch“ zu sein, zumal Evelyn ihr mit höflicher Dienstbescheidenheit den Mantel abnahm und eine Erfrischung anbot, so als sei sie hier nun die Hausfrau.

„Ist daheim was los, weil du so überraschend kommst?“ fragte Evelyn danach.

„Ach nein, Vater ist nur nach Frankfurt gefahren; da war es mir zu bumm, so allein dazuliegen“, erklärte Marlen, die Unruhe, unter der sie gelitten hatte, verbergend.

Frera sah schon wieder auf dem Fell und paßte mit beiden Händen darauf. „Weiterspielen!“ verlangte sie.

Aber Evelyn nahm sie auf ihren Schoß. „Morgen spielen wir wieder, Mausli! Sieh, jetzt ist Tante Marlen da, da müssen wir vernünftig sein! — Sie ist ganz nützlich mit dem Fell“, erklärte sie Marlen entschuldigend.

Marlen sah das Ding prüfend an. Es war wunderschön — war aber doch früher nicht begewesen. „Wo kommt denn auf einmal das Eisbärfell her?“ fragte sie erstaunt.

„Eisbär sagt sie, hörst du, Det? Das geht mir runter wie Del!“ lachte Evelyn entzückt. „Es war nämlich mein Einfall, das Fell; es fehlt hier geradezu so was. Indessen ist es nur beschneiden auf Ziegen gemacht.“

Marlen hörte aus der Rede hauptsächlich die neu erfundene Abkürzung für Dellef's Namen heraus, und sie schien ihr etwas jätlich Vertrautes zu haben.

Frera fing inzwischen schon ein neues Redspiel mit Evelyn an. Sie lachten sich beiläufig gegenseitig an den Haaren zu zupfen, wobei es viel Gekicher gab. Vergleichlich hatte Marlen früher gelegentlich auch mit Frera getrieben, aber doch niemals vor Dellef. Ihr Zartgefühl hatte es ihr verboten. Aber das war wohl übertrieben gewesen. Das merkte sie nur daran, daß Dellef den beiden ordentlich verzückt zusah. Marlen kam sich dabei furchbar überflüssig vor. Sie wußte gar nicht, was sie eigentlich noch hier wollte.

„Aber Marlen, warum machst du denn so ein finsternes Gesicht?“ rief da Evelyn lachend über den Tisch herüber. „Man könnte ja meinen, du wärst vierzig Jahre alt.“

„Ach bin müde“, entschuldigte sich Marlen — mühsam lächelnd — „die Fahrt bei dem Sturm war keine Kleinigkeit.“

„Sie war sozusagen Anfinn“, tadelte Evelyn. „Nun hast du den ungemütlichen Rückweg in der Dunkelheit. Du könntest ja mit dir fahren, aber das geht nicht, denn wie sollte er dann wieder nach Hause kommen?“ Ein sprühender Blick flog zu dem Schwager hinüber; hoffentlich sah er das ein...

Er schien nun Glück den Fall nicht weiter zu überlegen, zumal Marlen versicherte, daß es ihr nichts ausmache, allein nach Hause zu fahren.

Dellef fragte nun noch, wie es dem Vater gehe, und Marlen erzählte, daß ein zweiter Arzt beabsichtigte, sich in Naueneried niederzulassen, daß das dem Vater aber nur recht sei, weil es ihn entlasten werde. Eine gewisse „Stammfundschaft“ werde er ja wohl behalten, und das genüge ihm.

„Das ist ja dann auch gut so“, sagte Dellef befriedigt. „Willst du zum Abendessen bleiben?“ fragte Evelyn. „Da will ich es der Franz' sagen, damit sie ein Gebet mehr auflegt.“

Wirklich — wie eine richtige Hausfrau benahm sich Evelyn! Marlen lebte ab; sie wollte zu Hause mit dem Vater essen. „Aber begrüßen will ich die Franz' doch mal“, sagte sie und erhob sich, um zur Küche zu gehen.

„Ach ja, das mußt du auch, sie freut sich gewiß“, sagte Evelyn lebenswürdig; „komm, Mausli, wir gehen mit.“

Im Hinausgehen bemerkte Marlen, wie sie mit lachenden Augen Dellef ein klein wenig die Jungenspitze zeigte. „Sie toffertiert richtig mit ihm“, dachte sie — und wunderte sich nur, daß der sonst so ernste Mann darauf einging.

Die Franz', die Marlen nicht hatte kommen hören, stieß einen Freudenstreich aus, als sie so plötzlich vor ihr stand. Sie briet gerade zwei Hähnchen Wohl zum Abendessen! So eppig war bei Marlen abends nie gelocht worden; aber vielleicht war es heute eine Ausnahme. „Ach will Ihnen doch rasch guten Tag“ sagen, Franz'. Wie geht's?“ fragte Marlen.

Die Franz' wuschte ihre Hand an der Schürze ab, ehe sie sie Marlen reichte, sah mit ihren verdrehten Augen in unbestimmbare Gegenden und fragte freudig dazwischen: „Ach, Fräulein Marlen, bleibe Sie jetzt wieder da?“ Darüber aber kam Evelyn in ihr Bildfeld, und sie wandte sich ab, ihren Hängen zu. Aus dem Gespräch wurde nicht recht was, und um keine Verlegenheits-pause aufkommen zu lassen, sagte Marlen, sie wolle sich nun auf den Heimweg machen. Nur einmal noch zog sie Frera fest in den Arm und küßte sie herzlich ab. „Denkst du manchmal an mich?“ wollte sie fragen. Aber sie sah gleich ein, daß das zu viel verlangt wäre; so junge Kinder leben nun einmal ausschließlich der Stunde. Und Evelyn schien ihr die Stunden schön zu machen; was wollte sie mehr?

Dellef und Evelyn begleiteten Marlen zur Haustür. Einen größeren Gegensatz wie zwischen da drinnen und hier draußen konnte man sich kaum denken. Im Hause Wärme trauliche Belle, Gemütlichkeit — hier draußen Sturm, Dunkelheit, ödes Unbehagen. Ein Gefühl des Ausgestoßenseins überkam Marlen mit würgender Wucht. Das da draußen war ihr Teil...

An der Haustür schauerte Evelyn zusammen, als der Sturm sie traf, und sie lutschte sich wärmeluchend an Dellef an. „Ach hätte das nie gewagt!“ dachte Marlen.

„Geh hinein, Kleines, du hüffest obnehin schon ein wenig“, sagte Dellef besorgt zu Evelyn, die sich dann auch ins Haus zurückzog, während er Marlen bis zu ihrem Wagen, der noch auf der Straße stand, begleitete.

„Nicht wahr, Dellef“, bat Marlen, ehe sie einstieg, „wenn mal mit Frera was nicht in Ordnung sein sollte — gesundeitlich, meine ich — dann sagst du es mir. Ach bin so in Sorge, wenn ich fern von ihr bin.“

„Ach melde dir's am ersten Tag“, versprach Dellef. „Du kannst dich fest darauf verlassen; hast ja ein Anrecht an das Kind — ein wohlverdientes!“

Die warmen Worte taten Marlen wohl, sie waren wie ein kleines Lichtlein, das sie begleitete auf ihrem Weg, der — so wie er das eben jetzt äußerlich war — dunkel sein würde und einsam wohl ihr Leben lang. Das fühlte sie deutlich. Die junge Schwester, die drinnen im Sellen und Warmen stand, griff mit spielerischen Händen — nicht wissend vielleicht, was sie tat — nach dem, was Marlen für sich niemals zu begreifen gewagt hätte. (Fortsetzung folgt.)